

Literarische Texte - Mathias Archut

Leseprobe zum Romanprojekt

... den bestraft das Leben

Prolog – Das Erwachen der Marie Curie

Er blieb stehen. Zum ersten Mal an diesem Februartag blieb er stehen, nur kurz zwar, jedoch lang genug, um im nächsten Ansatz dem Schmerz im Körper nachzugeben und die Griffe, von seinen rauen Händen befreit, einen Moment zu schonen. Er streifte abwechselnd über seine Arme, rieb und schüttelte sie. Dann, mit einem Ruck, setzte er an und erhöhte den Karren, welcher ohne ihn nicht arbeiten wollte, auf seiner Seite um einige Zentimeter, bevor er wieder abrutschte. Er versuchte sogleich erneut, dem Gefährt die fehlenden zwei Räder zu ersetzen, doch vermochten seine Arme bei aller Anstrengung nicht mehr, seinen Befehlen zu gehorchen.

„Schnellor, Wiesenhaus! Wegen dich will ick nech' noch 'ne ganze Nacht durchackom müss'n.“ schnaufte einer seiner Kameraden in einer Aussprache, die scheinbar alle Dialekte in sich vereinte, und zog an ihm mit einem eigenen Karren vorbei.

Kaum dass Wiesenhaus ausreichend viel staubige Luft eingeatmet hatte, um etwas erwidern zu können, setzte sein Zimmergefährte neben ihm ab. „Lass' gut sein, Jan“, keuchte dieser und wischte sich mit dem Ärmel über das Gesicht. „Sieh dir nur mal seine Stiefel an.“

Jan blickte auf das Schuhwerk des eifrig Vorbeieilten, während er sich eine Zigarette von seinem Gefährten anzünden ließ, und besah sodann die eigenen Zehen, wie sie einer nach dem anderen

vorn herausragten. Leicht blau waren sie und nicht minder schmutzig als die Pflasterstraße, auf der er stand. Seine Uniform stand dem in Nichts nach. Tapferkeit und Erfahrung im Kampf bezeugte jedem, der ihm begegnete, das an ihr getrocknete Blut und die aufgerissenen Nähte. Nicht wenig später sollten diese Anzeichen entweder Hinweise auf den niedrigsten oder auf den höchsten Stand einer Person in der jeweiligen Gesellschaft sein. Er rauchte die Zigarette bis zur Hälfte, drückte sie aus und stellte sich abermals vor seinen Wagen. Allein für ein Anheben desselben reichte seine Muskelkraft noch aus. Seine krampfenden Gelenke und ein geeigneter Winkel hatten den Rest zu besorgen.

„Dem Geruch nach zu urteilen, sind wir fast da“, sagte er zu seinem Kameraden, als sie am Ende der Straße anlangten.

„Ein weiterer Grund, uns nicht mehr als nötig zu beeilen“, erwiderte dieser.

Kurz darauf erreichten sie den Altmarkt, dessen umliegende Gebäude in den vorigen Nächten beinahe vollständig ausgehöhlt worden waren. Zahlreiche Helfer suchten hier und dort in die Häuser hineinzugelangen, um die Toten ganz oder wenigstens in Teilen zu bergen. Nach Überlebenden streckte man seine Hände schon längst nicht mehr aus. Denn alles, was man dort lebend noch vorfand, konnte entweder als ein Insekt oder eine Ratte identifiziert werden. Ein Unteroffizier, der es zur Aufgabe hatte, die Verbrennungen zu koordinieren, wies Jan

den Platz zu, auf dem er die Leichen vorerst ablegen sollte. Während dieser anschließend seinen Karren entlud, nahm er einige Trauernde wahr, die vor dem in Flammen stehenden Justitiabrunnen knieten. Es schien, als wäre ein Inquisitor in die Stadt eingezogen, der die Göttin mitsamt ihrem Gerechtigkeitskult der Hexerei überführt hätte.

Ein weiterer Soldat, ein Hüne von einem Mann, schlug, bewaffnet mit einem Spaten, unbekümmert ob der Trauernden auf die menschlichen Kadaver ein, die sich direkt hinter ihnen befanden. Seinem irren Grinsen war zu entnehmen, dass ihn dieser Ort bereits seiner natürlichen Hemmungen beraubt hatte.

Nachdem Jan die letzte Leiche von seinem Karren auf einen Haufen geschoben hatte, sank er, an diesen gelehnt, erschöpft zu Boden. Seine aufgeplatzten Finger zitterten unkontrolliert und die Blasen an den Händen brannten fürchterlich. Wie viele Fuhren hatte er mittlerweile getätigt? Wann würde sein Dienst endlich vorbei sein? Die Stadt beherbergte einfach zu viele Einwohner. Plötzlich fühlte Jan etwas Unbequemes in seinem Rücken, was er sogleich als eine kleine metallene Zigarettenbox identifizierte. Er kramte sie aus der Jackentasche eines Toten hervor, legte seine halbe Zigarette hinein und ließ sie in seiner Manteltasche verschwinden.

„Wenn er das jetzt noch brauchen würde, hätte er es mitgenommen“, rechtfertigte er sich. Nur einen

kurzen Augenblick konnte er daraufhin seine Lider schließen und sich vorstellen, dass das Knacken des wärmenden Feuers brechenden Holzscheiten entstammte, welche sich gegenseitig in einem Kamin erhitzen, vor dem er säße, ein Stück Weihnachtsstollen in der einen Hand und ein Glas Glühwein in der anderen, nur einen kurzen Augenblick. Denn schon drehte der Wind, als suchte er ihn, und trieb den süßlichen Blutgeruch der Toten so tief in seine Nase, dass er je aus einer unwirklichen Fantasie in eine viel unwirklichere Gegenwart geschleudert wurde. Der Schmerz in den Gliedern war zurück und wurde durch ein flaves Gefühl im Magen ergänzt. Da ein Versuch aufzustehen fehlschlug und auch sonst gerade niemand etwas von ihm wollte, entschied er, noch ein wenig sitzen zu bleiben. Er wagte zum ersten Mal, seit er vor einigen Tagen dem Aufräumtrupp zugewiesen wurde, die Objekte, welche er und seine Kameraden transportiert hatten, genauer zu betrachten. Während sich auf den meisten Leichen trotz der Jahreszeit bereits etliche Maden labten, erblickte er vereinzelt solche, von denen er glaubte, dass sie erst in der letzten Nacht verstorben sein mussten. Einem Mann den Ehering vom Finger ziehend – schließlich hatte sein Argument uneingeschränkte Gültigkeit – sah er zu den wimmernden Trauergästen, unter welchen kein einziger unter fünfzig war. Scheinbar war man eher gewillt, ihre Anwesenheit zu dulden, als dass sie zur Arbeit eingeteilt wurden.

Jan hingegen hatte eine Aufgabe, und der Hüne, der inzwischen auf den Menschenstapel geklettert war, an dem jener lehnte, fühlte sich berufen, ihn auf seine Weise daran zu erinnern. Mit einem Feldspaten stieß er so heftig in die Kadaver, dass einer davon vom Rand direkt auf den Kopf des Soldaten fiel. Diesen überraschte ein dadurch erzeugter Schauer, der bis in den letzten Wirbel hineinwirkte, und ein nachfolgendes Knistern im Nacken. Nachdem es wieder verschwunden war, erkannte er, was da rücklings auf seinem Schoß lag. Es war eine junge Frau, die kaum mehr als zwei Dekaden alt geworden sein mochte und scheinbar erst kürzlich gestorben war. Ihm blieb kaum Zeit, sich der Situation völlig gewahr zu werden, und weniger noch hatte er einen Blick für ihren Tod übrig. Einzig was noch schön an ihr war, bemerkte er. Er strich wie von Sinnen über ihre bläulichen, von Schnitten übersäten Wangen, vorbei an den verdrehten offenen Augen, vorbei an den spröden, aufgerissenen Lippen und der leicht herausragenden Zunge, bis er an ihrem Kinn anlangte und von vorn begann.

Dem Hünen bescherte Jans Verhalten genug Erregung, um lauthals loszulachen. Und das Lachen erregte wiederum die Aufmerksamkeit ihres Vorgesetzten, welcher umgehend zu ihnen hinüberging.

„Wiesenhaus! Gefreiter Wiesenhaus! Kommen sie zu sich!“ rief dieser energisch, sowie er sie erreichte. Er beugte sich über Jan und rüttelte an seinen schmalen Schultern, so fest er konnte.

Auch dessen Zimmergefährte erschien bald darauf und wurde kreidebleich bei dem Anblick. „Du ... was ist ... unmöglich!“ Er zeigte auf den Bauch der Frau, aus dem Unmengen von Blut austraten, wonach – mit Ausnahme des Hünen – der gesamte versammelte Trupp sowie herbeigeeilte Trauernde beinahe selbst zu Tode erstarrten. Unmittelbar darauf wanderte Jans Blick ebenso den aufgerissenen und dampfenden Torso entlang, aus dem zwischen dem herausquellenden Darm zwei kleine daumenbreite Hände ragten. Ohne lange zu zögern, befreite er das Neugeborene ganz langsam und vorsichtig aus seiner Not, bevor er die Nabelschnur abband und mit seinem für solche Zwecke eher ungeeigneten Messer durchtrennte. Und noch während er dies mit Präzision ausführte, erinnerte er sich daran, dass er nicht immer Soldat gewesen war.

„Seht! Es atmet“, sagte eine ältere Frau indes und brach in Tränen aus, so dass sie gestützt werden musste. In der Tat atmete es, auch wenn es zum Erstaunen aller keinen Ton von sich gab.

Der Hüne, welcher noch immer auf den Leichen stand, räusperte sich. „Wirf es zu mir hoch. Ich kümmerge mich darum.“

Was er für diese Worte erntete, waren mehr als empörte Gesichter. Ein älterer Zivilist schritt unbehelligt zu dem Haufen, auf dem sich jener, seine Respektlosigkeit beweisend, mit einem schwer begreifbaren Stolz aufrichtete, als hätte er jeden einzelnen darauf eigenhändig einem Vater, einer Mutter oder

einem Geschwisterteil entrissen. Einem kräftigen Ruck an seinen Beinen folgend, wurden jedoch sein Stolz, der nichts Anderes als Hochmut war, und seine Hämme dem harten Asphalt zugeführt. Dem Alten, welchen man gewähren ließ, genügte dies nicht. Er warf sich auf den Hünen und versuchte vergeblich, dessen Hals mit seinen dürren Händen zu umgreifen. Daraufhin fing dieser erneut zu lachen an, so dass man es weit über den Marktplatz hinaus hören konnte. Er hob jenen, welcher zu schwach war, seinen Zorn auszudrücken, hoch, stand auf und warf ihn zurück in die Reihe der Zivilisten, was ein paar Frauen zu Fall brachte.

„Unfassbar“, sagte der Hüne, wobei er mit jeder Silbe lauter wurde. „Man kann es diesem Volk nie recht machen.“ Dann wandte er sich Jan zu, der das Neugeborene notdürftig in sein Halstuch eingewickelt hatte. „Gib mir das Kind! Ich werde dafür sorgen, dass es an einen sicheren Ort kommt.“

Der Unteroffizier und Jans Zimmergefährte stellten sich sofort schützend vor das Kind. „Du Wahnsinniger!“ schrie der Vorgesetzte und stürzte sich auf den Hünen. Obgleich er sichtlich schwächer war, gelang es ihm, seinen Gegner aus dem Sprung zu Fall zu bringen. Der Hüne lachte jedoch nur, während er wieder aufstand, als hätte ihm der Stoß kaum geschadet, packte den Vorgesetzten am Arm und schleuderte ihn in einer Drehbewegung gegen einen der Leichenberge, der sogleich zusammenfiel. Vergebens versuchte der Unteroffizier, sich an etwas

festzuhalten, und hielt letztlich nur den blutbeschmierten Feldspaten des Hünen in der Hand, welchen er ihm sogleich entgegenstreckte. Dieser aber lachte bei dem Anblick noch verächtlicher und stürmte jetzt seinerseits auf den Vorgesetzten zu, der ihm nur knapp auswich, sich umwand und mit dem Spaten zuschlug. Auf einmal verstummte das Lachen. Der Hüne sah seinen Vorgesetzten eine Weile ebenso zornig wie unverständlich an, ergriff den Spaten und zog ihn ganz langsam aus seinem Hals. Mochten seine Hände auch noch so groß sein, es gelang ihm nicht ansatzweise, das Blut am Austreten zu hindern. Unmäßig lang musste es den erschütterten Anwesenden vorgekommen sein, bis er endlich auf dem Rücken lag.

Niemand konnte daraufhin sicher feststellen, ob die Ratten, die aus den Menschenhaufen flüchteten, durch den Aufschlag des Riesen aufgeschreckt wurden oder durch das Neugeborene, welches den sprachlosen Soldaten und Zivilisten eine Stimme schenkte und plötzlich zu schreien anfang. Der Schrei war so laut und unerträglich, dass er auf dem gesamten Platz zu hören war. Wie eine Klage um die Toten erschien er den Anwesenden, so als wüsste das Kind um die Ereignisse, die sich in der Stadt zugetragen hatten.

Der Vorgesetzte blickte daraufhin nervös um sich. „Hätte ... wenn er meine Befehle anständig ausgeführt hätte“, stammelte er, die stummen Zeugen wild gestikulierend abschreitend, „hätte das deut-

sche Kind noch seine Mutter und uns würden jetzt keine zwei Arme fehlen.“ Anschließend taumelte er zu dem Hünen und beugte sich horchend über seine Brust, so dass er sein linkes Ohr mit dem noch warmen Blut beschmierte. Jans Stubenkamerad half unterdessen seinem Freund, die Mutter des Kindes zurück auf die anderen Kadaver zu legen, während sich die Zivilisten abwandten und, einer nach dem anderen, den Marktplatz verließen. Allein der alte Mann, der zuvor mit dem Hünen gerungen hatte, blieb noch einen Moment, bevor er auf den Boden spuckte und ebenfalls wegging. Nachdem sich der Unteroffizier lang genug ob des Todes des Hünen vergewissert hatte, stand er auf und befahl den Soldaten, ihn möglichst schnell ausziehen und dem Feuer zu übergeben. Sie gehorchten, wie sie es immer getan hatten, und nahmen sich von dem unliebsamen Kameraden, was sie jeweils zu brauchen glaubten, auch wenn es ihnen kaum je passen würde. Zurück blieb lediglich ein kleines Foto, das beim Entkleiden unbemerkt aus der Hose des Hünen gefallen war und das eine junge Frau abbildete, die der Mutter des Neugeborenen mehr als nur zum Verwechseln ähnlich sah.

Jan nahm währenddessen den auf dem Boden liegenden Spaten zur Hand und trat zu seinem Vorgesetzten heran. Dieser, noch immer etwas durcheinander, nahm ihm das Werkzeug ab, schüttelte es ein paar Mal und steckte es ein. Dann betrachtete er das Kind, was er glaubte, gerettet zu haben.

„Bring' es schnell fort in ein Heim und komm bald wieder. Je früher wir hier fertig sind, desto eher können wir das Elend mit Schnaps vergessen machen.“

„Es ist ein Mädchen“, entgegnete Jan, der das Ganze nach wie vor für ein Wunder hielt. „Ich hoffe, ich finde bald eine Unterkunft für die Kleine.“

Kurz nachdem sich Jan auf den Weg gemacht hatte, hörte er noch, wie ihm der Vorgesetzte etwas nach rief: „Wiesenhaus! Ich will dich hier erst wieder sehen, sobald du einen anständigen Ort gefunden hast, hörst du?!“

Jans Zimmergefährte trat neben den Unteroffizier und klopfte sich die Uniform ab. „Einen anständigen Ort?“ fragte er zynisch. „Wollen sie, dass er für immer wegbleibt? Lieber gebe ich dem Alkohol eine Chance, als dass ich darauf wettete, in dieser Welt gäbe es noch irgendetwas Anständiges zu finden.“

„Achten sie auf ihre Zunge! Sie sollten doch wissen, von wem man sagt, dass er nur wetten würde“, antwortete der Unteroffizier schroff und kniff die Augen zusammen.

Der Zimmergefährte sah dies und hielt sofort seine offenen, flachen Hände schützend vor den Körper, während er sich behutsam außer Reichweite brachte. „Wetten enden zumindest für gewöhnlich nicht mit einem Spaten im Hals.“

Fast hilflos und nicht weniger unbeholfen wiederholte der Vorgesetzte daraufhin, dass es doch nur ein Unfall und keineswegs sein Verschulden gewe-

sen wäre und dass es jedem Anderen genauso hätte passieren können.

Jan war unterdessen kaum noch zu sehen. Wie beinahe jeder Mensch, den man vor die Wahl stellte, sich gemäß seinem Gewissen entweder zuerst um die Toten zu kümmern oder um die Lebendigen – zumal es in der Stadt für die Lebenden zu tun Einiges mehr gab als das, was man hätte für die Toten besorgen können – war er überglücklich, nach den letzten Tagen endlich etwas für ihn Vorrangiges vollbringen zu dürfen. Es war sogar so richtig und gut, dass er ausreichend viel Motivation aus seiner neuen Aufgabe schöpfte, um seine Schwielen, seine steifen Muskeln und seine verrußte Lunge eine Weile zu ignorieren. Jedoch vermochte er nicht, alles abzustreifen, wenn er es auch hoffte. Dem süßlichen und benommen machenden Geruch der Toten konnte er einfach nicht entfliehen, da er bereits viel zu tief in seiner Uniform steckte.

Nachdem er den Marktplatz verlassen hatte, fand sich Jan in den zerstörten Straßenzügen der Altstadt wieder, die nicht alle begehbar waren und häufig in Sackgassen mündeten. Es schien ihm plötzlich unmöglich, sich durch dieses Labyrinth von Häusern zu bewegen, die, da sie keine Dächer mehr hatten, alle gleich aussahen, obgleich er wusste, wo sich in etwa seine Ziele befanden. Ein Mal, nur ein einziges Mal sollte es anders kommen. Er durfte nicht, wie man es von ihm gewohnt war, einfach aufgeben, noch bevor er es richtig versucht hatte. Nein, ein

Sieg musste gesichert werden, nicht für das Land oder das Kind, sondern für ihn selbst, um das Gewissen zu beruhigen und endlich wieder eine Nacht durchschlafen zu können. Seine neuerliche Beharrlichkeit zahlte sich aus. Nach und nach erkannte er bei genauerem Hinsehen hier und dort ein Straßenschild, bekam von dem einen oder anderen Überlebenden hilfreiche Hinweise oder erinnerte sich an bestimmte Stellen, an denen jemand unter Trümmern ganz sonderbar zerquetscht lag oder nur halb verkohlt war. Er wunderte sich, wie es ihm zuvor gelungen war, sich an diesem Ort zurechtzufinden, obgleich er erst jetzt ein klares Ziel verfolgte und nicht mehr dem müden Trott der vergangenen Tage zu gehorchen hatte. Wahrscheinlich war er einfach nur blind seinen Kameraden gefolgt, ohne einen eigenen Antrieb, ohne ein Ziel, aber zugleich auch ohne falsche Illusionen.

Ein paar Stunden später blieb Jan nur wenig von seiner neu gewonnenen Kraft. Er konnte einfach kein Heim für das Kind finden, da die Orte, an denen er ein solches zu finden hoffte, in Trümmern lagen. An einer einsam stehenden Häuserecke gelehnt, erkundigte er sich nach dem Befinden des Kindes, was die ganze Zeit über ruhig in seinen Armen gelegen hatte, und sorgte sich, weil es immer dunkler und kälter wurde, ob er es wohl mit seinem schwächtigen Körper noch ausreichend lang warm halten könnte. Er erinnerte sich, als er in das junge Gesicht sah, dass es ein weiteres Heim in der Meuß-

litzer Straße gegeben hatte, welche er leicht über das Südufer der Elbe erreichen konnte. Umgehend lief er dorthin und fand es tatsächlich nahezu unversehrt vor. Er betrat den Gebäudekomplex und fragte sich bis zur Stationsleiterin durch, welche hektisch von einer Schwester zur nächsten lief und Anweisungen erteilte.

„Was willst du?“ fragte sie genervt, sowie es Jan, der sich an ihre Fersen heftete, gelang, ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen.

„Es ihnen bringen.“

„Kann der Idiot keinen ganzen Satz sprechen?“ Sie wandte sich zu einer Schwester und rollte mit den Augen. „Die Soldaten werden auch immer dümmer. Ein Wunder, dass sie überhaupt den Hahn zum Abdrücken finden.“ Die Schwester wagte nicht, ihr zu widersprechen, und sah Jan mit einem zaghaften, ja, kaum bemerkbaren Kopfschütteln an.

„Bitte, sie müssen das Kind annehmen“, entgegnete Jan mit Nachdruck.

„Wieso? Es ist schon zur Welt gekommen. Bring es zur Mutter zurück. Wir können hier nicht noch weitere Kinder aufnehmen. Ich weiß nicht mal, wie ich unsere eigenen in der nächsten Woche versorgen soll.“

Jan bestürzte die abweisende Haltung der Frau. „Das geht nicht. Sie ist bei der Geburt verstorben. Vermutlich wurde sie bereits mit den anderen Leichen verbrannt.“

Daraufhin unterbrach die Leiterin ihre Arbeit kurz, atmete tief ein und seufzte. Dann blickte sie auf seine Schultern herab. „Mein tapferer kleiner Gefreiter. Du bist nicht dafür da, um Leben zu retten. Nimm das Neugeborene wieder mit und mach', was deinem Berufsstand entspricht. War das für deinen Verstand deutlich genug? Es hat bestimmt noch keinen Namen. Und du weißt sicher auch nicht, ob es überhaupt ein ordentlicher Arier ist. Außerdem bist du nicht der Erste, der uns ein Kind andrehen will. Zehn Andere waren allein heute hier. Sie mussten alle wieder gehen.“ Wieder schüttelte die Schwester ganz leicht ihren Kopf, während sie rot anlief und auf ihre Lippen biss.

„Aber ...“

„Nun fang' nicht zu weinen und zu stottern an.“ Die Leiterin strich über die Wangen des Kindes und lächelte, als wollte sie es ernsthaft bedauern. „Gehen sie, Gefreiter! Sie stören mich bei der Arbeit für's aufrechte Vaterland.“

Unglaublich, wie diese Person mit ihm umgegangen war. Dass Jan so unfreundlich abgewiesen werden würde, wäre das Letzte gewesen, was er erwartet hätte. Er verließ das Gebäude und setzte sich an den Straßenrand. Er hatte viel Zeit darauf verwendet, einem einzigen Menschen helfen zu wollen, dass er darüber vollkommen vergessen hatte, dass sein Vorgesetzter und die anderen Kameraden sicher schon mit ihm gerechnet hatten. Vielleicht sollte er das Kind wirklich besser hier auf dem

Weg vor dem Heim liegen lassen, um zum Altmarkt zurückeilen zu können. Nicht aber seine moralischen Grundsätze hielten ihn davon ab, sondern vielmehr sein derzeitiger Erschöpfungszustand. Es musste einen Grund für all das geben, einen, den man sich immer wieder in das Gedächtnis rufen konnte und der selbst in der verworrensten Stunde keine Gültigkeit einbüßte. Welche Berechtigung hätte er, in dieser Welt zu leben, wenn es ihm nicht gelänge, dieses eine Kind vom Tode zu bewahren? Was war aus der Aufbruchsstimmung geworden, die die klaustrophobischen Menschen im Land vor über zehn Jahren mitgerissen hatte? Wie wurde sie zur Abrisseuphorie der Alliierten in dieser Stadt? Stolze, durch Ideale verblendete Völker, die das Fürchten gelernt hatten und trotzdem auszogen. Nichts ließ sich leichter aussprechen, als eine Erkenntnis, die zu spät gewonnen wurde. Ein einziger Grund: der Schrecken konnte es nicht sein und auch kein Gefühl der Selbstbestätigung. Ach, wäre es nur ein Ring oder eine Zigarettenschachtel. Wenn das Mädchen groß würde, könnte sie jemandem ein Leid zufügen oder die sich abschlachtende Menschheit von ihrem Zorn befreien. Jan überblickte den vom Mond bestrahlten Heimatort. Seine Familie war unlängst aus dem Land geflohen. Doch er – noch immer hier.

Sowie er vor Kälte zu zittern begann, presste er das Kind ganz fest an seine hagere Brust, als wollte er es dort hineinstecken, um es zu wärmen. Die Schwester, welche zuvor das Gespräch zwischen

Jan und ihrer Chefin mit angehört hatte, kam aus dem Gebäude und trat lächelnd zu ihm heran. „Gut, sie sind noch da.“

Er hob den Kopf und lehnte sich etwas nach hinten. „Ja, gut, nicht wahr? Warum ist es gut?“

„Weil ich ihnen helfen möchte, ein, nein, ihr Problem zu lösen.“

„Und wie gut wäre das Dasein eines Idioten, wenn diese Aufgabe erfüllt wäre?“ Er besah die Schwester genauer und blieb schließlich an ihren Augen hängen, die ihm nicht weniger ratlos zu sein schienen als seine eigenen. „Vergessen sie's. Sie haben gehört, was die Leiterin gesagt hat.“

„Ja, deswegen bin ich zu ihnen gekommen.“

„Wollen sie es halten? Meine Arme sind ganz steif. Ziehen sie es einfach heraus.“

Sie nahm das Kind an sich und wog es in einem sanften Rhythmus. „Hier können wir das Neugeborene nicht aufnehmen, aber ich habe einige Bekannte. Ich kann nichts versprechen, weiß ja nicht mal, ob sie noch leben.“

Und noch während sie die letzten Worte aussprach, mühte sich Jan wieder auf seine wackligen Beine. „Ihre gute Absicht“, sagte er, die Schwester an seine schmutzige, nach Eisen riechende Uniform drückend, „soll mir genügen. Ich wüsste selbst nicht, was ich jetzt noch für das Kind tun könnte.“ Dann strich er mit seinen Händen über ihre Schultern und ging.

Die Schwester errötete erneut und erstarrte für eine Weile. „Vielleicht sehen wir uns bald wieder ... wenn sie Zeit haben“, rief sie ihm hinterher, obwohl sie ihn kaum mehr zu sehen vermochte.

„Das würde mich glücklich machen. Eine Schwester und ein Soldat, eine nie dagewesene Kombination.“

„Die Realität muss sich eben manchmal mit dem Normalen abfinden“, sagte sie leuchtenden Auges zu sich und grinste dabei so stark, dass ihr die Wangen zu schmerzen anfangen und ihre Mundwinkel in der Kälte aufrissen.

Auch wenn er liebend gern etwas länger geblieben wäre, hatte er weitere Pflichten und Regeln, an die er sich gebunden fühlte. Es ist sicher bei ihr aufgehoben, ist es nicht für diese Welt bestimmt, so doch gewiss für die nächste. Ein merkwürdiger Tag war das, an dem selbst er eine unsinnige Schicksalshörigkeit akzeptierte. Am gleichen Abend dieses 20. Februars im Jahre 1945, sein Zimmergefährte erzählte wieder einen seiner geschmacklosen Witze, wobei es sich wie so oft um eine Wiederholung handelte, platzte eine Arterie in Jans Kopf. Er sackte zu Boden und starb auf der Stelle.

Wie sie es erhofft hatte, fand die Schwester bald, nachdem Jan ihr das Mädchen übergeben hatte, eine alte Bekannte, die versprach, sich dessen anzunehmen. Die Hände der Alten waren allerdings nicht die letzten, durch die es in dieser Nacht erreicht werden sollte, bis dass es endlich von denen

der Dienstmagd Erna Qurie an die nährende Brust gehalten wurde. An der Anderen saugte bereits ihr eigenes Kind, welches sie zwei Wochen zuvor entbunden hatte.

Erster Teil – Schlag daneben

Erstes Kapitel – Adel verzichtet

Ruhig bewegte sich das Wasser über den dunklen Grund der Fahrrinne, vorbei an den Algen, zwischen denen etliche Jungfische gleichsam Schutz und Nahrung suchten, und auch vorbei an den schweigsamen Spreng- und Brandbomben, die dort – von Sand überschüttet und von Gräsern überwachsen – bereits mehr als 19 Jahre warteten und noch viele weitere Jahre unentdeckt bleiben sollten. Einige Meter darüber war es wärmer, und je wärmer es wurde, desto schneller und wilder strömte es dahin. Außerhalb des Flusses durfte von der Sanftheit des Grundes nur geträumt werden. Während unten selbst ein Schlafloser seine erhoffte Ruhe gefunden hätte, wurde die Wasseroberfläche von unzähligen Regentropfen durchbrochen. Sie waren so dick, dass man keine zwanzig Meter weit sehen konnte, und fielen so langsam, dass man vom Fenster aus leicht glaubte, es wären Schneeflocken. Am Nordufer spielten Kinder, die in Regenjacken eingewickelt waren und Gummistiefel trugen. Sie warfen Steine bis auf die Höhe der Fahrrinne und hüpfen durch das flache Wasser, wobei sie ein ums andere Mal versuchten, die Laubblätter zu ertränken, die friedlich dem Lauf des Flusses folgten. Hier verlor der Vergangenheit des Ortes allein der Mangel eine Bedeutung, ein Mangel, der erst drei Jahre später durch den Neubau der Carolabrücke beho-

ben werden sollte. Den Überlebenden Greisen selbst kam die Aufgabe zu, den Sprösslingen entweder die traurige Wahrheit oder eine atemraubende Geschichte über das Verschwinden der Brücke zu erzählen. Sie versagten oftmals in beiden Belangen und ahmten lieber das Verhalten der Bomben auf dem Elbgrund nach.

Ein Schiff zog vorüber. Unverhofft traf es ein Mädchen mit einem Stein am Bug, worauf das Signalthorn ertönte. Es und die Anderen schreckten auf, begannen zu lachen und rannten, ohne viele Blicke auszutauschen, davon. Sie liefen nach Norden in die Innere Neustadt, deren Geschichte so alt war wie die Stadt selbst, und teilten sich auf. So jung sie waren, so wenig Spuren hinterließen die Kinder auf dem Asphalt, und ein paar Minuten später war nur eines davon, ein Junge, noch draußen und trotzte dem Regen, der sehr viel mehr Eindruck auf ihn und seine Kleider machte, als es umgekehrt für ihn je möglich gewesen wäre. Wie jedoch besonders Kindern und Unverbesserlichen zu Eigen betrachtete er seine Umgebung von sich ausgehend. Der Regen geschah nicht einfach, der Regen widerfuhr ihm. Was aber ihm galt, das musste irgendwie beeinflusst werden können, sofern man sich seinen Umständen nicht hilflos ausliefern wollte. Er stoppte am Rande der Bautzner Straße, streckte seine Arme in die Höhe, bis sie schmerzten, hielt die Luft an und spürte, während er die Augen fest zukniff, wie Blut durch seinen Kopf floss.

Einen kurzen Moment darauf trat etwas davon aus seinem Hinterkopf aus und vermischte sich mit dem Regenwasser, in welchem er sich auf dem Rücken liegend wiederfand. Ein greller Lichtstrahl blendete ihn, so dass er eine Hand schützend vor das Gesicht halten musste. So konnte er sehen, wie nach und nach die Wolken verschwanden und nichts als einen blauen Himmel zurückließen. Der Junge freute sich und glaubte, dass er dafür verantwortlich wäre. Indes er sich schon Namen wie „Herr des Wetters“ oder „Wasserschlächter“ gab, schob ein Mann sein Fahrrad, was auf ihm lag, beiseite. Dieser erkundigte sich umgehend nach dem Befinden des Jungen, half ihm auf und brachte ihn in das nahe gelegene Diakonissenkrankenhaus. Bereits am Eingang wurde ihm das Kind abgenommen und – wovon er offenbar ausging, als er sich auf sein Rad schwang und in die Pedale trat, als wollte er einen Ast brechen – auch die Schuld, jemanden überfahren zu haben.

Der Mann fuhr weiter nach Osten. Weder das von der Straße gespiegelte Sonnenlicht noch die Dreckspritzer aus den Schlaglöchern, die ihn von allen Seiten anzugreifen schienen, konnten ihn aufhalten. Er erreichte alsbald das Villenviertel Weißer Hirsch. Neben einigen enteigneten Adligen, die man nach dem Krieg in die hiesigen Gebäude einquartiert hatte, erfreuten sich an diesem Ort hohe Parteifunktionäre und Offiziere an der Schichtenbildung mitten im gelebten Scheinsozialismus. Ob Strauß oder Cast-

ro; die Freunde der Republik ließen sich nicht lange bitten, um das eine oder andere Wochenende an diesem Ort zu verbringen.

Als der Mann an seinem Ziel angelangt war, stellte er sein Rad gegen die Hecke, öffnete das daneben befindliche Tor und eilte den Weg zum Haus hinauf. Die Tür stand bereits offen. Daran lehnte die Haushälterin. „Oh, sie kommen also doch. Manche von uns hatten sie früher erwartet“, sagte sie schnippisch und nahm seine mit Pfützenwasser beschmutzte Jacke entgegen.

„Marie. Schön, sie zu sehen. Es ging nicht früher. Sie sehen furchtbar müde aus. Haben sie etwa letzte Nacht nicht schlafen können?“

Sie senkte umgehend ihren Blick und knüllte die Jacke des Mannes. „Wie könnte ich auch?“

„Wie geht es ihrer Mutter?“

„Sagen sie es mir.“ Kaum dass dieser sein Schuhwerk gegen ein paar Pantoffeln ausgetauscht hatte, stieg auch schon der Hausherr die Treppen zum Foyer hinab.

„Guten Tag, Herr Doktor. Sie kommen spät.“ Er reichte dem Arzt die Hand zum Gruß und wandte sich Marie zu. „Danke, mein Kind, du kannst noch einen Augenblick weitermachen. Bevor wir anfangen, muss ich mit dem Doktor etwas bereden.“

Der Hausherr führte den Arzt in einen kleinen Raum nahe dem Eingang. „Es ist besser, wenn Marie davon nichts mitbekommt“, sprach er, nachdem er die Tür geschlossen hatte.

„Nun?“ fragte der Arzt und schritt neugierig durch das kleine Zimmer, während er mit seinen Fingerspitzen die Wände entlang strich. „Sagen sie mir nicht, dass ich schon wieder umsonst gekommen bin.“

Schwer atmend sah der Hausherr auf die Holzdielen hinab. „Nein. Das ist es nicht. Lassen sie es mich ohne Umschweife frei heraus sagen“, hob er sodann mit leicht zittriger Stimme zu reden an. „Ich habe im Moment nicht die Mittel, um ihre neuen Forderungen zu begleichen. Sie müssen sich ein wenig gedulden.“

Der Doktor rümpfte die Nase und verzog die Augenbrauen. „Sie werden um die zusätzlichen Zahlungen nicht herumkommen. Auch im Sozialismus fallen die Medikamente nicht wie die Moral vom Himmel. Ich bin verpflichtet zu verzeichnen, wer was von mir erhält. Es ist nicht an ihnen, das geldwerte Risiko zu tragen.“

Der Hausherr kramte ein Tuch hervor und wischte sich damit über die Stirn. „Verstehen sie mich bitte nicht falsch. Ich kann das Geld besorgen; nur wird es nicht auf einen Schlag gehen. Sie wissen es doch selbst und waren dabei, als man mir jegliche politische Ämter versagte, seit wir vor bald zwanzig Jahren aus Helfenberg vertrieben wurden. Bloß eine geringe Menge unserer Güter ließen sie uns, ein paar Kunstwerke und etwas Tafelsilber. Wir könnten froh sein, so war uns gedroht worden, dass wir nicht am nächsten Baum hingen.“

Der Arzt gelangte bei seinem gemächlichen Rundgang endlich am Lichtschalter an, welchen er mehrmals vergeblich zu bedienen suchte. „Aber konnten sie nicht wieder zurück, um den Rest zu holen? So unmenschlich habe ich es gar nicht in Erinnerung.“

„Ach, Herr Doktor. Was für ein Rest das gewesen ist, ahnen sie nie. Schon am Eingangstor, über dem ein anklagendes Transparent hing, schwand mir die Hoffnung, unser Eigentum vollständig fortschaffen zu können. Zu unserem Pech bewahrheitete sich meine Befürchtung. Eine Ruine fanden wir vor, von der man denken mochte, sie wäre seit Jahren nicht bewohnt worden. Keine Wagenladung haben wir daraus zusammen bekommen. Sogar die Marmorfliesen hatten sie in dieser einen Nacht aus dem Boden gestemmt.“ Mit einem Ruck zog der Hausherr die Gardinen zur Seite, um etwas Licht einzulassen. „Sehen sie die Bilder?“ Er hob, vor dem Fenster stehend, ein Laken, was etwa dreißig eingerahmte und hintereinander gereihte Bilder überspannte, hoch, was eine Staubwolke erzeugte. „Die habe ich bislang zurückbehalten. Sie sind meine letzte wertvolle Rücklage. Allerdings“, seufzte er, „wäre ich ziemlich unglücklich, wüsste ich, dass eines davon an der Wand eines Funktionärs hänge, der einfach nur nicht in einem kahlen Raume arbeiten will.“

Der Arzt hob die Augenbrauen an, verzog die Mundwinkel und wedelte mit den Händen durch die Luft, als hielte er höchstpersönlich einen Gottes-

dienst ab, bevor er drei Mal nacheinander heftig niesen musste. „Dann geben sie mir“, sagte er verschupft, „ein paar ihrer Bilder. Ich habe Kontakt zu einem Kunsthändler. Er wird einen guten Preis“, er nieste erneut, „er wird einen Preis im Ausland für sie erzielen, der einem anständigen Mann, wie sie einer sind, sicher gerecht wird.“

Der Hausherr deckte die Bilder gleich frierenden Kindern wieder zu. Selten sah man ihn seine Liebe zum Besitz rührseliger offenbaren. „Geben sie mir etwas Bedenkzeit, sagen wir bis Ende nächster Woche. Vielleicht habe ich dann bereits eine Auswahl getroffen.“

Marie kniete indes im Foyer und verrieb etwas Putzmittel auf dem Boden. Dabei half ihr das durch die beglaste Eingangstür einfallende und sich auf dem Untergrund spiegelnde Licht zu sehen, was sie schon gereinigt hatte. Die restlichen Räume außer den Schlafzimmern und dem für gewöhnlich verschlossenen Raum, in dem sich der Hausherr und der Arzt befanden, hatten zuvor eine mehr als nur angemessene Reinigung erfahren, mit der sie inmitten der Nacht begonnen hatte. Müde und niedergeschlagen mochte sie einem jeden erscheinen, der ihr in diesem Moment ins Gesicht sähe. Ihre schnellen und sorgfältigen Bewegungen aber drückten Gegenteiliges aus. Besonders das Surren einer Mücke entging ihr nicht, welche zusammen mit dem widerlichen Arzt ins Haus gelangt war, um Schutz vor den nahenden Wintermonaten zu finden.

Es hatte hier nichts verloren, dieses parasitäre Wesen, das sich, nachdem es minutenlang im Kreis über Mariens Kopf geflogen war, dreist in greifbarer Höhe an die Wand hängte. Sterben musste es und sofort musste es geschehen.

Ihrer panischen Furcht vor dem Insekt, was so viel kleiner war als sie, verlieh Marie daraufhin einen merkwürdigen Ekel, über den sich die beiden Männer wunderten, als sie im Anschluss an ihr Gespräch in den Eingangsbereich zurückkehrten. Sie sahen, wie sie in einem Satz aufsprang, auf die Wand zustürmte und mit der flachen Hand auf die Mücke einschlug, sodass das Geschirr im Küchenschrank des dahinter befindlichen Raumes klirrte. Immer wieder klatschte sie gegen das Tier, welches mit jedem Treffer unkenntlicher wurde, bis lediglich eine kleine dunkle Masse übrig blieb.

Der Hausherr, dem die eigene Hand durchs Zusehen schon schmerzte, lief zu ihr hinüber, packte ihren Arm, mit dem sie spürbar auch weiterhin ausholen sowie zuschlagen wollte, und hielt ihn vor Mariens Augen. „Marie“, rief er, „Marie, was machst du nur? Hatten wir nicht ausführlich darüber gesprochen? Ich dachte, du wärest einverstanden.“

Sie blickte auf ihre blau angelaufenen Finger, deren Zittern sie nicht verhindern konnte, und fasste sich wieder ein wenig. „Da war eine Mücke“, sagte sie und wies die beiden Herren, auf den Fleck zu schauen.

Der Medicus ging darauf zu und kratzte das Tier herunter. „Die haben sie gewiss erlegt, Marie“, sagte er und griff nach ihrer Schulter. „Auch ich erinnere mich, dass sie einverstanden waren. Haben sie ihre Meinung etwa geändert?“

Angewidert sah sie auf seine knöchernerne, mit Altersflecken übersäte Hand, welcher sie ihre Schulter sogleich entzog. „Sich einverstanden erklären und einverstanden sein ist nicht immer dasselbe“, fuhr sie ihn schroff an.

Der Arzt kniff die Augen zusammen und wandte sich ratlos dem Hausherrn zu, welcher nun seinerseits den Arm um ihre Schultern legte. „Es ist auch für mich schwer“, besänftigte dieser sie. „Aber jetzt muss ich dich bitten, uns nach oben zu begleiten. Die Zeit des Doktors ist teuer und wir hatten mit deiner Zustimmung extra diesen Tag ausgesucht.“

„Nein, nein, ich komme ja mit. Stützen sie mich nur. Ich glaube, meine Beine werden sich mit jeder Treppenstufe weicher anfühlen.“ Mochten ihre Worte klar und deutlich ausgesprochen die Ohren der beiden Herren erreichen, so zögerte sie so lange, wie es ihr möglich war, bis sie sich schließlich widerwillig die Treppen hinauf geleiten ließ.

Offt war sie diese leichtfüßig hinauf und wieder herunter gelaufen, wobei sie die letzten drei und gelegentlich auch die letzten vier Stufen übersprungen hatte. Nicht selten stürzte sie in ihrem Eifer bei diesem Unterfangen und verletzte sich die Knie dabei. Die kleinen Narben, die sie dadurch erhalten

hatte, waren unlängst verschwunden, ganz im Gegensatz zu den Schnitzereien, die sie vor Jahren angefertigt hatte. Diese befanden sich auf der Vorderkante einer der Treppenstufen, welche ihr Dasein einem Konstruktionsfehler verdankte, durch den sie etwas kleiner als die anderen Stufen war. Früher hatte Marie immer schmunzeln müssen, sowie jemand über diese Stufe stolperte. Als jedoch die eigenen Beine schwerer als Blei zu wiegen schienen und nur dem Willen des Hausherrn nachgaben, war nichts Witziges daran zu entdecken, dass nun auch der hässliche Arzt stolperte. Seine Anwesenheit war nicht auszuhalten, und es geschähe ihm mehr als Recht, wenn er fiel und sich dabei die Hälfte seiner Knochen bräche. Unten angekommen, könnte er dann auf dem frisch gewischtem Boden ausrutschen und schwungvoll gegen die Wand knallen, an der kurz zuvor die freche Mücke hockte, damit auch die andere Hälfte seiner Knochen zerbräche. Nichts von alledem geschah jedoch. Der Arzt hielt sich mit einer Hand am Geländer fest und erreichte unverseht das erste Stockwerk.

Oben warteten bereits die Frau des Hausherrn und einer seiner zwei Söhne. Sie konkurrierten miteinander um den stärksten Ausdruck von Traurigkeit sowohl in ihrer Mimik als auch in ihrer Stimme, was Marie eher wie ein bedauernswerter Anblick vorkam und ihr ein Kopfschütteln abrang. Der Arzt, der Hausherr, seine Frau und sein Sohn: ganz gleich, was sie taten oder anstatt dessen hätten tun und sagen

können oder sollen; sie zogen einen für Marie ungewohnten Groll auf sich. Sie alle waren auf einmal hässlich und rochen nach Verrat. Wäre sie keine Atheistin, wüsste sie um einen passenden Ort, an dem sie sie hätte wünschen können.

Sowie der Hausherr die Tür öffnete, strömte der typische Krankenhausgeruch in die Nasen der Anwesenden und unterdrückte Mariens inneren Aufruhr ein wenig. Das Zimmer war bescheiden möbliert. Auf einem Teppich, dessen Flecken älter als das Haus waren, verteilten sich ein schmaler Wäscheschrank neben dem Eingang, eine einsame Schlafgelegenheit unter einem gardinerverdeckten Fenster, eine halbgefüllte Bettpfanne davor und ein daneben stehender kleiner Nachttisch.

Nacheinander traten Marie und die Anderen ein und stellten sich in einer Reihe vor das Bett. Eine einzige Kerze auf dem Nachttisch, welche ein wenig schief auf ihrem Ständer befestigt worden und bereits zur Hälfte heruntergebrannt war, beleuchtete den Raum mäßig. Dennoch strahlte ihr Licht stark genug, so dass an der Wand hinter den Anwesenden fünf deutlich sichtbare Schatten flackerten, die bis zur Decke reichten. Erna Curie lag im Bett und sah die Welt durch müde Augen. Da sie nur noch Verschwommenes und Umrisse erkannte, tastete sie die Hände ihrer Besucher ab, bis dass sie schließlich die ihrer Tochter fand, bei denen sie verharrte. Sie war nicht mehr in der Lage, sich verbal mitzuteilen, doch ab und an entwich ihren müden Lungen et-

was Luft, der sie einen Ton verlieh. Als sie eine Träne spürte, die von Maries Kinn auf ihre Hand tropfte, lächelte sie und zeigte mit der anderen in die Richtung ihres Nachttischchens. Ein Couvert lag darauf, auf dem „Für Marie“ geschrieben stand.

Sowie der Sohn des Hausherrn ihn sah, wich seine aufgesetzte Trauer der Neugier. Er ergriff und prüfte es von allen Seiten. Während ihn die Anderen geduldig gewähren ließen, wurde der anfänglich nur leicht entsetzte Blick seines Vaters immer ernster. Auch ein daraufhin einsetzendes Schnaufen beachtete er nicht. „Seht, sogar mit Gold...“, konnte er einen kurzen Moment später noch aussprechen, bevor der größte der Schatten einen anderen unsanft in die Seite stieß. Der Sohn schaute seine Mutter daraufhin verstört an, welche umgehend mit den Augenbrauen zuckte und gleichzeitig mehrmals mit ihrem Kopf in die Richtung Maries zeigte. Dann sah er auf die ausgestreckte Hand derselben, wurde verlegen und überreichte das Couvert.

„Was soll das denn? Müssen wir jetzt noch eine ganze Zeremonie daraus machen?“ versetzte Marie mit zittriger Stimme.

Die Hausherrin presste sich fest an sie, während sich einer der schwächeren Schatten gleichzeitig seinen Nachbarn einverleibte und mit ihm zu einem zweiköpfigen Ungetüm verschmolz. „Marie, du bist ja wie ausgewechselt. Du wirst doch jetzt nicht die Wünsche deiner Mutter zurückweisen. Gutes Kind, sei bitte vernünftig.“

„Nein, mit Vernunft hat das nichts zu tun. Mir scheint, als wäre ich bisher die einzige Person, die genug Verstand hat, um derlei Wünsche abzulehnen. Wer sagt denn, dass es ihr nicht bald wieder besser geht?“ Dann wandte sich Marie ihrer Mutter zu. „Wie kannst du darüber nur so froh sein? Kann ich dich nicht irgendwie umstimmen?“ Aber ihre Mutter ließ sich nicht mehr von ihrem Vorhaben abbringen. Langsam bewegte sie ihren Kopf von rechts nach links und zurück, drückte nur leicht spürbar die Hand ihrer Tochter etwas fester und zeigte erneut auf das Nachttischchen.

Kurz darauf bemerkte der größte Schatten, was aus den beiden anderen geworden war. Er versuchte, sie zu trösten, und wurde als Dank dafür gleichfalls verschlungen, so dass ein bedrohlicher Riesenschatten entstand, der mit seinen drei Köpfen alles um sich herum wahrzunehmen schien. „Sie hat es selbst so bestimmt“, sagte der Hausherr eindringlich, Marie über den Rücken streichend.

„Hören sie auf! Das ist geschmacklos und ergibt keinen Sinn“, trotzte diese, wonach sich der Riesenschatten schüttelte, bis er in drei ungleiche Teile zerbrach, wobei derjenige, der Marie gehörte, am wenigsten abbekam und außerdem immer kleiner und schwächer zu werden schien.

„Marie! Wir können Frau Curie schon gar nicht mehr Morphinum geben als das, was sie derzeit jeden Tag erhält. Mehr würde sie umbringen und die gleiche Dosis wirkt kaum noch. Du kannst unmöglich

wollen, dass sie wegen deiner Sturheit leidet“, drängte nun auch der Doktor. Mittlerweile umringelten und nötigten drei den immer kleiner werdenden Schatten, wohingegen derjenige, der eingangs gestoßen wurde, weiterhin eingeschüchtert im Abseits stand.

„Dass sie als Arzt das sagen, ist für mich unbegreiflich“, wehrte sich Marie in ihrer Verzweiflung.

„Ich als Arzt, meine Liebe, bin nicht dem Leben, sondern der Linderung von Leiden verpflichtet.“ Plötzlich wurde es ganz leise im Raum, so dass lediglich zu hören war, wie schwer Erna, die noch immer beharrlich und ein wenig rührselig auf ihren Nachttisch deutete, das Atmen fiel. Alle Augen waren auf Marie gerichtet, selbst sie sah an sich herunter. Wenn alle außer einem selbst das Falsche forderten, würde es dadurch keineswegs richtig. Doch war es hierbei gar noch schlimmer. Der Hausherr und seine Frau befanden sich offensichtlich in einem Widerspruch, da sie genauso wenig wollten, dass Erna aus dem Haus verschwindet. Und dennoch warteten alle darauf, dass Marie endlich klein beigab.

Der mühsamen Lungentätigkeit Ernas gesellte sich bald das Geräusch reißenden Papiers hinzu. Marie zog einen Brief aus dem Couvert und schluckte, da ihre Kehle zu trocken war, ein paar Mal. Nachdem der Arzt und der Sohn des Hausherrn vorübergehend herausgebeten wurden, sah Erna, welche die ganze Zeit über darauf geachtet hatte, wie deren Schatten aus dem Zimmer flohen. Dieser Sieg führte

sodann dazu, dass der kleine Schatten zu wachsen anfang, bis er die verbliebenen merklich überragte. Im Gegensatz zu ihrem Schatten war Marie ganz kleinmütig geworden, als sie direkt vor die Kerze geschritten war und anfang, aus dem Brief vorzulesen.

Nachdem sie dies getan hatte, hob sie ihren Blick und richtete ihn auf die Hausherrin sowie ihren Gatten. „Sie ... sie Beide haben davon gewusst?“

„Ja“, antwortete der Hausherr. „Das war in demselben Jahr, in dem wir aus Schloss Helfenberg vertrieben wurden. Kurz nach deiner Aufnahme erkrankte Ernas Tochter und verstarb ein paar Tage später. Wir hatten noch keinen Namen für dich ...“

„Also war ich nur ein Ersatz?“ unterbrach Marie und führte Ernas rechte Hand an ihre nassen Wangen. Die Schatten interessierten diese nun nicht mehr. Einzig den Umrissen ihrer Tochter galt ihre volle Aufmerksamkeit.

Nach einer Weile des Schweigens trat die Hausherrin dichter an Marie heran. „Du bist kein Ersatz. Du weißt, dass sie dich liebt. Den Tod ihres eigenen Kindes hat sie mit unserer und deiner Hilfe vor langer Zeit schon überwunden. Ich wünschte, ich hätte eine ähnlich herzliche Beziehung zu meinen Söhnen.“

„Nun, in gewisser und mit Sicherheit nicht bedeutender Weise stimmt es doch“, widersprach der Hausherr und erntete dafür einen zornigen Blick seiner Frau. „Rein formal hast du Ernas Kind ersetzt. Du bekamst dessen Namen, Geburtsurkunde, und warst

von da an ihre Marie, aber eben nicht dieselbe Person.“

Als Marie sah, dass eine Träne zäh an Ernas Nase entlang lief, sammelte sie sich wieder. „Es ist mir egal, ob ich deine richtige Tochter war oder nicht. Solange du dabei nur immerfort mit mir zufrieden warst, bin ich es auch.“ Sie hielt kurz inne und atmete tief ein. „Trotzdem“, fuhr sie sodann fort, „wäre es mir lieber, wenn ich nie davon erfahren hätte.“

„Ich finde, wir haben dem Arzt genug Geduld abgerungen. Können wir ihn wieder eintreten lassen?“ fragte der Hausherr, langsam auf die Tür zu gehend.

„‚Henker‘ wäre wohl der bessere Ausdruck.“

Nachdem der Sohn des Hausherrn und der Arzt wieder in den Raum eingetreten waren, verabschiedeten sich alle von Erna. Marie, welche als Letztes an die Reihe kam, zögerte diesen Moment so lange wie möglich hinaus und erfand allerhand Erlebnisse, die sie ihrer Mutter unbedingt noch mitteilen musste. Und als ihr schließlich nichts mehr einfiel, begann sie zu schluchzen und zu weinen. Endlich, so glaubte sie, wüsste sie, was das Lächeln, das unverändert auf Ernas Lippen lag, bedeutete. Stark sollte sie sein und es auch lange Zeit bleiben. Sie sollte nicht um diesen unheilbaren Körper trauern, sondern mit einem freundlichen Gesicht Abschied nehmen. Ja, sie möge sich freuen, dass ihre Mutter bald frei sein würde, frei von den Schmerzen, von dem Gefühl, eine Last zu sein, und auch frei von

den einsamen Stunden in diesem ärmlichen Zimmer, was sie sich selbst vor Jahren ausgesucht und eingerichtet hatte.

„Ich denke, es ist an der Zeit“, sagte der Doktor sodann, die Ruhe störend, und vollführte eine ausladende Geste in Richtung der Tür. „Sie wollte, dass außer mir niemand im Zimmer ist, wenn es geschieht. Ich werde sie rufen, sobald wir fertig sind.“ Auch wenn sie etwas verwundert darüber waren, gehorchten sie und versammelten sich auf dem Flur. Marie setzte sich auf die Treppe und fuhr, während sie innerlich mit sich kämpfte, über die Holzfasern derselben. Dann betrachtete sie ihre Finger, die von ihrer nächtlichen Reinigungsaktion noch ganz trocken und rau waren, und ärgerte sich darüber, dass kein Schmutz an ihnen haftete. Sie fasste erneut auf die Treppe, diesmal eine Stufe tiefer, und auch diese wies nicht die geringste Verunreinigung auf. Ein wenig beunruhigt sahen der Hausherr und seine Frau ihr dabei zu, während sich ihr Sohn gelangweilt in der Nase bohrte.

Der Arzt, welcher unterdessen ein Ohr an die Tür gehalten hatte, atmete auf. Unmöglich ausdenkbar erschien es, sollte er auch dieses Mal unverrichteter Dinge fortgeschickt werden. Mit einer gleichsam freundlichen wie leicht nervös wirkenden Miene und sich antippenden Fingerspitzen näherte er sich, dicht an der Wand entlang schreitend, dem Kopfende des Bettes. Erna blickte verwirrt um sich. Obgleich sie seine Schritte vernahm, konnte sie keinen

dazugehörigen Schatten entdecken. Und weit mehr irritierte die Abwesenheit der restlichen Schatten, die kurz zuvor das Zimmer belebt hatten. Weniger irritierend als vielmehr ärgerlich war jedoch die eigene Unfähigkeit, die einstmals allseits geliebte Stimme zu gebrauchen, um zu erfragen, wem die Geräusche gehörten. Sollte Marie sie verursacht haben, mit sich ringend, ihr eine Entschuldigungsbitte vorzutragen? Hoffentlich war es nicht Marie. Der Hausherr und seine Familie kamen zumindest nicht infrage. Der Doktor. Ohne Zweifel konnte nur er sich im Raum aufhalten. War er zu feige, sich zu zeigen? Nicht, dass er einem Hunde gleich den Schwanz zwischen die Beine einklemmte und es nicht fertig brächte. Dann sollte er wenigstens die Spritze aufziehen, hinüberreichen und dazu etwas Nettes sagen. Alle Ärzte sagen nette Dinge. Zum Glück waren die Anderen nicht im Raum. Man sollte keinem nahe stehenden Menschen dabei zusehen müssen.

„Keine Sorge, Frau Curie. Ich bin es“, unterbrach der Arzt Ernas Gedankenfluss, welche sichtlich erleichtert schien, als sie seine Stimme hörte. „Gleich geht es los. Liegen sie kommod?“ Vor einem Jahr noch hätte sie sofort gegengefragt, aus welcher Region Norddeutschlands er stammte, und ihm im Anschluss erzählt, dass sie dort früher des Öfteren Bekannte besucht hätte, die keine fünf Minuten bis zum Meer marschieren mussten. Wenig später würde sie sich an einen Sommer bei diesen Bekannten erinnern und daran, wie enttäuscht ihre kleine Marie

war, da es ihr nicht gelang, an den Strand geschwemmte Quallen zu fangen und als Haustiere nach Dresden mitzunehmen. Viele andere Sachen hätte sie in Windeseile dank ihres exzellenten Gedächtnisses berichten können, ohne sich auch nur ein einziges Mal zu wiederholen oder langweilig zu werden. Stundenlang hatte sie es vermocht, alle erdenklichen Gesellschaftschichten zu unterhalten, ja, sogar den entfernten Verwandten des Hausherrn Respekt abzugewinnen. Bis spät in die Nacht hinein hätte sie nun wahrscheinlich auch den Arzt mit ihren Geschichten begeistern können. Doch dies war ihr versagt, und so blieb ihr kaum eine andere Wahl, als wie zuvor stumm zu lächeln und zu nicken.

Der Doktor, welcher ihre Zustimmung aus den Augenwinkeln wahrnahm, staunte über die Kerze auf dem Nachttisch. „Möglicherweise erliegen sie der Annahme, ich wäre jetzt hier bei ihnen, um sie dabei zu unterstützen, friedlich die andere Seite zu erreichen.“ Es war merkwürdig. Obwohl die Kerze schief war, hatte sie in der Zwischenzeit nicht viel von ihrer Höhe eingebüßt. Dicke rote Tropfen rollten gemütlich an ihrer Seite herunter. Unten angekommen, fanden sie keinen geeigneten Ort, um sich wieder zu verfestigen, so dass sie über den Rand der Halterung flossen und von dort aus auf den Nachttisch fielen. Der Arzt ertrug diesen Anblick jedoch nicht lange und musste die Kerze einfach gerade rücken. Den Wachs, der dabei an seinen Fingern fest wurde, zerrieb er zwischen Daumen und Zeige-

finger, während er Erna seinen Umriss sowie seinen Schatten zu erkennen gab. Er stellte sich an die Seite des Bettes und prüfte, ob sie auch gründlich zugedeckt war.

„Bevor wir aber beginnen können“, fuhr er fort, „muss ich noch einmal wissen, ob sie es wirklich wollen. Es wäre für mich im Nachhinein schwerlich zu ertragen, sollten sie darüber eine unstete Einstellung haben. Verstehen sie mich?“ Wieder sah er ihre bejahende Geste, worauf er seinen Weg zum Fußende fortsetzte, wo seine Tasche lag. „Ich hoffe, sie haben sich keine Illusionen über ein Leben nach dem Tode gemacht.“ Erna hatte wenig übrig für die Fragerie des Doktors. Schließlich war er nur ein ehemaliger Medizinstudent. Sie fühlte, wie die Wirkung ihrer Medikamente mehr und mehr nachließ und die elenden Schmerzen in ihre Gliedmaßen zurückkehrten. „Gut, viele Menschen denken darüber nach, wenn sie spüren, dass ihr Ende naht, und die sind bald doppelt so alt wie sie. Das gibt ihnen Hoffnung.“ Mit einem Ruck öffnete er seine Tasche und kramte eine kleine Ampulle hervor. „Sie sind sehr mutig, Frau Curie. Sie scheinen sich darüber im Klaren zu sein, dass hiernach nichts mehr kommt. Dennoch – um vollkommene Gewissheit zu haben und um letzte Zweifel auszuräumen – will ich sie etwas fragen. Dazu stellen sie sich bitte einfach eine Zahlenreihe vor, die von der Ziffer ‚1‘ bis zur ‚5‘ reicht. Und nun zeigen sie mir, wie sicher sie sich sind, dass ich ihnen spritzen soll, womit sogar Elefanten einge-

schläfert werden könnten.“ Sowie Erna dies hörte, hob sie ihre beiden zittrigen Hände, von einem Schnaufen begleitet, nach oben und hielt sie dort solange, bis sie es nicht mehr aushielt.

„Verzeihen sie vielmals, Frau Curie. Aber ich habe eben nicht aufgepasst.“ Mit einer geradezu sadistischen Freude beobachtete er, wie nach und nach das Lächeln aus ihrem Gesicht verschwand. „Haben sie gerade drei oder vier Finger gezeigt?“ Erneut spannte Erna ihre Muskeln an und versuchte, ihre Hände auszustrecken. Kaum dass sie sie dann ein paar Zentimeter angehoben hatte, wurden sie allerdings vom Doktor gepackt und wieder auf die Bettdecke gedrückt. „Wissen sie, ich bin nicht vollkommen uneigennützig“, sagte er daraufhin und ergötzte sich an ihren wild zuckenden Augen und Lippen. „Vermutlich haben sie in ihrem ganzen Leben nicht einen einzigen Gedanken an sich selbst verschwendet. Sie gaben ihren Mitmenschen, was auch immer sie verlangten. Eine treue, unmündige Dienerin, bis zum letzten Atemzug.“

Marie war unterdessen auf der letzten Treppenstufe angelangt, auf welcher sie ebenfalls nicht die geringste Verunreinigung finden konnte. Der Hausherr, seine Frau und sein Sohn gingen nach unten und baten sie, sie zu rufen, wenn es vorbei sein würde. Als Marie ein weiteres Mal ihre Hände besah, wurde sie auf einen kleinen Splitter aufmerksam, der in ihrem Ringfinger steckte. Sie versuchte ihn darauf,

da sie ihn nicht zu greifen bekam, mit den Zähnen herauszuziehen, was allerdings erfolglos blieb.

„Ach, Frau Curie. Meine liebe Erna. Ich darf doch Erna zu dir sagen?“ Der Arzt, der sich offenbar gern reden hörte, strotzte nur so vor Selbstherrlichkeit, während seine Patientin das Gesicht verzog und sich vor Schmerzen krümmte. „Erna, du musst mir helfen. Mein Gewissen. Irgendwie kann ich das hier nicht so richtig damit vereinbaren. Bevor ich es tue, will ich es verstehen. Ich versuche es die ganze Zeit. Das bereitet mir schlaflose Nächte.“ Er stoppte einen Moment und fuhr sich über das Kinn. Nachdem er Erna nochmals von oben bis unten gemustert hatte, zuckte er mit den Achseln und seufzte. „Deine Dienstfertigkeit ist zu überwältigend, als dass du dazu allein fähig wärst. Ich meine: Wie kann jemand so Unterwürfiges und Minderwertiges es wagen, einen eigenen Willen zu äußern? Und dann auch noch einen derart bedeutsamen. Steckt da möglicherweise doch eine Art von Selbstsucht in unserer dienstfertigen Erna?“ Er kam ganz dicht an ihr Ohr und pustete hinein, worauf sie sich vergeblich abzuwenden suchte. „Nein, nein, das ist es nicht“, flüsterte er, sich für jedes Wort mehr Zeit nehmend. „Ich denke, du glaubst, dass du zu einer Last geworden bist, eine nutzlose und sinnlose Existenz, die nicht einmal allein aufs Klo gehen kann. Und deswegen willst du deinen Herrn und deine Tochter von deiner Last befreien.“

Dann stand er wieder auf, richtete seine Kleidung, ging zur Tür und öffnete sie einen kleinen Spalt breit. Lediglich Marie war auf der Treppe, niemand aber auf dem Flur zu sehen. Der alte Mann geriet in eine Art kindliche Euphorie. Er schloss die Tür wieder und schenkte der kranken Bewohnerin in dem modernen Bett abermals seine Aufmerksamkeit. „Ich hoffe, mein Ernachen, du kannst mir noch einen winzigen Augenblick folgen.“ Sie hielt es kaum noch aus. Krampfend und windend und stöhnend lag sie da, unter einer Bettdecke, die älter wirkte als sie und dreimal so schmutzig war. Das Stöhnen unterband der Arzt umgehend, indem er eine Hand auf ihre spröden Lippen drückte. „Weißt du“, fuhr er sodann fort, „dass deine Marie viel mit dir gemein hat? Obwohl sie eine gewisse natürliche Klugheit besitzt, gelingt es ihr, glücklich zu sein. Für gewöhnlich schließt sich das aus, wenn man ein guter Mensch ist. Doch bei euch Beiden ist das anders. Ihr seid nicht normal, ja, geradezu beneidenswert. Ihr findet euer Glück in der Zufriedenheit anderer. Das ist sehr selten. Hörst du, Erna?“ Immer dichter rückte er an sie heran, stieg, da es ihm nicht nah genug war, auf sie und sorgte auf diese Weise dafür, ihr Zucken und Zappeln zu verringern. „Auch ich habe einen Weg gefunden, um glücklich zu sein, nur kurz zwar, aber es hilft. Frau Qurie, Erna, wie wichtig ist ihnen das Wohlergehen ihrer Tochter? Erna, heute sind sie an der Reihe und ab dem morgigen Tag Marie.“

Daraufhin stieg der Doktor wieder von Erna herunter und prüfte erneut den Sitz seiner Kleidung. „Alldings. Es gäbe schon noch eine Möglichkeit, Marie davor zu bewahren.“ Er nahm eine Spritze aus seiner Tasche, zerbrach den Kopf der Ampulle und zog sie mit deren Inhalt auf. „Nun, Frau Curie? Sie haben fünf Zahlen zur Auswahl. Wie sehr wollen sie, dass ich sie erlöse?“ Erna schüttelte hilflos ihren ganzen Leib und kämpfte gegen einen aufkommenden Schwindel an. Mit der letzten, ihr verbliebenen Kraft ballte sie ihre Fäuste. „Das dachte ich mir. Am Ende wollen sie alle plötzlich ein Weilchen länger dahinsiechen, sofern sie einen ausreichenden Anreiz bekommen.“

Vorsichtig hob er ihren Kopf an und zog das Kissen, aus welchem schon die eine oder andere Gänsefeder entflohen war, darunter weg. Der Schatten des Arztes zeigte sich wie ihre Schmerzen allgegenwärtig, ein unvermeidliches Übel, das man nicht los wurde. Er sah sie einen Augenblick an, bevor er das Kissen auf ihr Gesicht presste, als wollte er einen Abdruck davon nehmen.

In der Zwischenzeit hatte sich Marie eine kleine Nähnaedel geholt. Sie stach damit durch die oberste Hautschicht ihres Fingers, worauf Luft durch ihre zusammengebissenen Zähne in ihre Lunge strömte. Geschickt holte sie den Splitter weit genug heraus, so dass sich der Fremdkörper leicht entfernen ließ. Kurz darauf kamen der Hausherr und sein Anhang zurück. Sie nahmen Marie in ihre Mitte und bestie-

gen gemeinsam die wohl sauberste Treppe der Welt.

Im Zimmer war es ganz still geworden. Der Arzt biss sich genüsslich auf die Unterlippe und zog eine Spritze aus seinem Arm. Die Glückseligkeit, welche sich in seinen Augen spiegelte, hielt jedoch nur so lange an, wie die Tür benötigte, um geöffnet zu werden. Mit einer preisverdächtigen Betroffenheit nickte er sodann den Eintreten zu. Seit einem guten Jahr hatten sie von ihrer Krankheit gewusst. Wie lange sie sich bereits davor schon gequält hatte, vermochte niemand zu erraten. Nun war es jedoch endlich vorbei. Marie wartete, während bereits Vorkehrungen für den Abtransport und die Beerdigung getroffen wurden, am Bett ihrer Mutter, bis die Kerze komplett heruntergebrannt war und verließ erst dann den schattenleeren Raum.

Der Medicus saß indes längst wieder auf seinem Gefährt und radelte vergnügt in der Abenddämmerung gegen die Innere Neustadt zurück. Als er dort anlangte und am Krankenhaus vorbeikam, sah er aus den Augenwinkeln, wie jemand auf ihn zeigte. Er erkannte bei genauerem Hinsehen, dass es derselbe kleine Junge war, den er zuvor angefahren hatte. Und bei ihm standen offenbar auch seine Eltern. Der Arzt fuhr zu ihnen, wurde – weil man ihn kannte – freundlich begrüßt und sonnte sich keine Minute später erklärend in ihrer Wohlgesonnenheit, während er dem Jungen mit einer Hand die Haare zerzauste. Sowie dieser daraufhin einen dadurch

erzeugten Schmerz mitteilte, lachten die Erwachsenen nur laut auf und teilten einhellig die Expertenmeinung, dass er ja selbst schuld daran wäre. Der Junge wusste sich nicht zu wehren, fing zu heulen an und ertete nichts als Spott dafür. Als in nicht allzu weiter Ferne das Signalhorn eines Schiffes ertönte, verabschiedete sich der Doktor und setzte seine Fahrt fort. Er erreichte bald das Nordufer der Elbe, wo er vom Fahrrad abstieg und es westwärts den Fluss entlang schob. Eine Zeit lang erfreute er sich an den roten und gelben Laubblättern, die auf dem Wasser trieben, wovon ihm eines, ein Ahornblatt, ganz besonders auffiel. Er ließ sein Rad fallen und lief darauf zu. So lang gestreckt, wie es ging, beugte er sich vorn über und griff nach dem Blatt. Er erwischte es zwar, jedoch riss es beim Zufassen entzwei. Etwas enttäuscht warf er seine Hälfte weg und ging wieder zum Fahrrad zurück. Die andere Hälfte trieb noch ein paar Minuten auf dem Wasser, bis dass sie schließlich in der Mitte des Flusses durch eine winzige Verwirbelung nach unten gesogen wurde und erst Ruhe fand, als sie sich auf dem Grund der Fahrinne sicher zwischen zwei Bomben bettete.